

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 4.

Posen, den 5. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So fand ihn ein junger Mann, der auf der Straße aus dem Wald herauskam und raschen, beschwingten Ganges dem Dorf zustrebte.

„Hallo, Justus!“ sagte der junge Mensch, indem er vor dem Dasthenden stehenblieb, „was ist denn los? Haben dir die Hühner das Brot gefressen, daß du hier Trübsal pfeiffst?“

Justus schaute auf und erkannte seinen Freund Simon Bach, und da war es ihm, als habe er schon die ganze Zeit über nichts sehnlicher gewünscht, als daß gerade Simon daherkäme, damit er ihn um Rat fragen könne.

„Es ist gut, daß du kommst,“ sagte er, „ich weiß nicht mehr ein und aus.“

Simon Bach war ein junger Student, der auf der Hochschule eines armen Häuslers, der von seiner Armut nichts für das Studium Simons abzugeben hatte, so daß dieser ganz auf sich allein angewiesen war und sich durch Stundengeben fortbringen mußte. Aber vielleicht war gerade das gut für ihn, denn obwohl er mit Justus in ungefähr gleichem Alter stand, war er doch um vieles zusammengefaßter als dieser und durch seine Sorgen dem Leben gegenüber zu ernster Festigkeit gereift. Dabei war aber seinem Fleiß doch eine innere Heiterkeit gesellt, und wenn er die Ferien daheim verbrachte, so half er seinem Vater mit der gleichen unverdrossenen Glückslaute, mit der er in Prag seine Stunden gab und seine Kollegien besuchte.

Justus hätte wirklich niemand besserem seinen Kummer offenbaren können, und als Simon Bach den Freund wie ein Häuflein Elend da vor sich sitzen sah, wußte er auch sogleich, wieviel es geschlagen hatte.

„Ich kann mir denken,“ sagte er, „was dir in die Krone gefahren ist, du weißt wieder einmal nicht, woher du das Geld nehmen sollst, um deine Schulden zu bezahlen.“

„Ja,“ seufzte Justus, „aber diesmal ist es ärger als je. Meine Frau will mir durchaus nicht helfen. Sie hat kein Geld für mich und meint, es sei notwendig, einmal zu zeigen, daß alles seine Grenzen habe.“

„Deine Frau hat recht,“ sagte der Student, „du solltest doch damit aufhören, ihr schwer verdientes Geld ins Wirtshaus zu tragen.“ Er hielt eigentlich nicht viel davon, einem gedemütigten Sünder noch mit Vorwürfen zuzusehen, aber diesmal konnte er sich nicht enthalten, wenigstens einiges von dem zu sagen, was er über Justus' Haltlosigkeit dachte. „Ich verstehe auch wirklich nicht, was du davon hast, mit diesen Leuten im Wirtshaus zu sitzen und Karten zu spielen. Wer sind sie denn! Dieser Wiesinger, der den biederen Schlossermeister spielt und von dem erzählt wird, daß er in Wien ein verurufenes Haus besitzt. Und dieser Kaufmann Opfertuch, dem es ein Vergnügen machen würde, dich zugrunde zu richten, weil dein Laden dem seinigen unerwünschte

Konkurrenz bereitet. Und schließlich der Sattler Kostelecky, über den ich nichts sagen sollte, da er ja deines Schwagers Schwiegersohn ist, dem ich aber doch nicht über den Weg traue.“

Schuffl war herangekommen und stieß mit der Nase an Justus' Schulter, als wolle er seinem Herrn melden, daß der Knecht Feierabend gemacht hatte und jetzt mit dem Gespann den Feldweg herabkomme. Justus erhob sich und warf den Sack mit Saatkorn über die Schulter.

„Ich hab' ja auch genug davon,“ murmelte er, indem er versuchte, sich selbst zu überzeugen, daß er diesen Entschluß ernsthaft meine, „und es soll nicht wieder geschehen. Aber dieses einmal noch muß ich schauen, irgendwie aus der Patzche zu kommen. Denn wenn der Wiesinger bis morgen mittag nicht bezahlt ist, so will er's meinem Vater schreiben.“

Simon Bach piffte zwischen den Zähnen, er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Wiesinger dessen fähig sei, eine Spielschuld mit allen Mitteln einzutreiben. Ja, da war sicherlich guter Rat teuer. Sie gingen nebeneinander dem Dorf zu, und da Justus seinen Sack auf den Pflug aufgeladen hatte, so konnten sie frei durch die Dämmerung ausschreiten.

Plötzlich blieb der Student stehen. „Ich will dir etwas sagen, Justus,“ dachte er das Ergebnis seiner Gedankenarbeit auf, „ich halte es für das beste, wenn du dem Wiesinger zuvorkommst und deinem Vater alles offen beichtest.“

Da konnte sich der Justus nicht helfen, er mußte aus all seiner Besorgnis heraus ein bitteres Lachen anstimmen. Der Simon hatte es leicht, solche Vorschläge zu machen, er hatte den Vater noch nie gesehen, wenn ihn die Wut überkam und seine Fäuste dem Verstand den Gehorsam auf sagten.

Simon verstand ganz wohl, warum der Freund gelacht hatte. „Nun gut,“ fuhr er fort, „er wird dir gründlich die Leviten lesen. Ich kann mir schon vorstellen, daß es ordentlich krachen und blißen wird. Aber wenn das Donnerwetter vorüber ist, so wird er die helfen und dem Wiesinger das Maul stopfen. Er wird's gern tun, wenn du ihm sagst, daß du dem Unfug ein Ende machen wirst. Und wenn du den festen Willen dazu hast, so mußt du eben noch das letzte Donnerwetter auf dich nehmen. Dann wird die Luft wenigstens rein sein.“

Das war es aber eben, daß der Justus von der Festigkeit seines Willens selbst gar nicht so überzeugt war. Immerhin, wenn man es recht bedachte, so schien Simons Wink doch den letzten Ausweg aus der Wirrsal zu weisen, und man mußte ihn versuchen, auf die Gefahr, vom väterlichen Donnerwetter in Grund und Boden gedrossen zu werden. Gar so arg könnte es schließlich nicht werden, da man ja seine Beichte brieflich ablegen konnte, und Justus traute sich zu, schon die passenden Worte zu finden. Gleich morgen wollte er Rina mit seinem Bekenntnis zum Vater senden, so konnte sie bis Mittag mit dem Geld zurück sein.

„Ich sehe ein,“ sagte er, „daß du es gut meinst, und ich will tun, was du mir räthst.“ Weil aber Justus in allem, mit Ausnahme des Wirtshauses und des Kartenspiels, ein vorsichtiger Mann war, so machte er dabei

jaß im geduldeten doch noch einen Vorbehalt. Er wollte die Ausführung dieses Entschlusses von einem Vorzeichen abhängig machen, denn er hielt nicht wenig von den verborgenen Zusammenhängen des Zufalles mit den Wegen der Menschen. Wenn er beim Betreten des Dorfes zuerst einen Mann traf, so wollte er seinem Vater beichten, wenn ihm aber eine Frau entgegenkam, so wollte er sich doch noch auf andere Weise auszuwickeln versuchen, indem er sich etwa das Geld von seiner Schwester verschaffte.

Es war schon dunkel, als sie ins Dorf kamen. Die Straße war menschenleer, in den Häusern hockten gedämpfte Lichter hinter roten Fenstervorhängen. Sie waren ein Stück gegangen und schon über das Wirtshaus hinaus, als ihnen schwere Schritte entgegenstießen und ein klobiger Umriß sich aus der Dunkelheit löste. Es war ein Mann, der da kam, und Justus, dem schon bei dieser Erkenntnis das leichtfertige Herz mit einmal wieder schwerer wurde, erschrak nicht wenig, als er sah, daß es niemand anderes war, als gerade der Wiesinger.

„Je, der Justus,“ sagte der Schmied, indem er sich vor den beiden Freunden aufpflanzte, „geh nur nach Haus, dort wartet eine Ueberraschung auf dich. Du weißt wohl noch gar nicht, daß dein Vater angekommen ist. Ich hab' ihn vorhin gesehen, wie er vom Wagen gestiegen ist. Da kannst du ja gleich selber mit ihm sprechen. Es ist mir lieb, wenn ich's nicht tun muß. Bis morgen mittag also.“

Damit schob er sich an den jungen Leuten vorüber, und als sich Justus halb nach ihm umwandte, sah er die grüne Schürze in der Thür des Wirtshauses verschwinden.

Und nun schien es ja wirklich vom Schicksal beschlossene Sache zu sein, daß Justus seine ganze zerworstellte Seelenwirtschaft vor dem Vater würde ausbreiten müssen.

4.

Als er in die Wohnstube eintrat, fand er die ganze Familie versammelt, die auf die Nachricht von der Ankunft des Vaters zusammengekommen war.

Der Fleischhauer Knollmeyer war da, ein breit-schulteriger Gewaltsmensch mit derbem Gesicht, der dem Vater an Wuchs und selbstgewisser Haltung fast gleichkam und ihn mit dem lauten Dröhnen seiner Stimme noch übertrumpfte. Wenn man ihn so ansah, so konnte man sich vorstellen, welche Todesangst sogleich jedes arme Stück Vieh überkommen mußte, das in seine Hand fiel.

Neben ihm nahm sich seine Frau gar dürftig aus. Unter seiner Herrengewalt war ihr ganzes Wesen zerdrückt und zerknittert worden, sie war so kümmerlich mager und ausgeronnen, als habe ihr der Mann im Laufe der Ehe ihre besten Kräfte ausgesogen und sich einverleibt, daß ihr wenig mehr übrig geblieben war als Haut und Knochen.

Ihre Tochter Auguste, die an den Sattlermeister Kosteledy verheiratet war, neigte, ungleich der Mutter und trotz ihrer Jugend, zur Fülle. Ihr nicht unschönes Gesicht trug einen Ausdruck gutmütiger Bedeutungslosigkeit, dem anzumerken war, daß das Leben keineswegs mit schweren Rätselfragen in ihre Tiefen drang.

Zwischen ihr und dem Vater schob sich das gelbe verschmigte Fuchsgesicht ihres etwas verwachsenen Gatten über den Tischrand.

Auf der Ofenbank hatte der zehnjährige Max, Knollmeyers Jüngster, die Rahe Maui in der Arbeit. Maui war über die ihr zugewandte Aufmerksamkeit keineswegs erfreut, sie hatte ein wenig menschenfeindliches Wesen, und ihre Vergangenheit gab ihr allen Grund zum Mißtrauen. Sie war in dem Haus des Bäckermeisters Stöhl aufgewachsen und den wilden Kindern des Hauses zum Spiel ausgeliefert gewesen, dessen immer wiederkehrender Höhepunkt darin bestand, die Rahe in den noch heißen Backofen zu stecken und darin zu lassen, bis sie halb gebraten war. Als Justus einmal Zeuge dieser Quälerei geworden war, hatte er das Tier in einem Anfall von Erbarmen von seinen

Peinigern erlöst und es dem Bäckermeister gegen geringes Geld abgenommen.

Alle waren da, die ganze Familie, und eben trug Rina ein gediegenes Stück Sechfleisch auf und setzte die Schüssel mit Sauerkraut und Knödeln auf den Tisch.

Justus war mit einem peinlichen Gefühl von Unsicherheit eingetreten, als gehe er über den schwankenden Boden eines Morastes, in dessen Löchern und tückischen Wassertümpeln man unversehens versinken konnte. Daß Kosteledy, sein Wirtshaus- und Kartenkumpan, reinen Mund gehalten haben würde, war anzunehmen, ob aber auch Rina dem Vater nichts von ihren Sorgen und Kummernissen geoffenbart hatte, war minder gewiß. Justus hätte sich gar nicht wundern dürfen, wenn sie sich beklagt hätte nach all den häßlichen Auftritten der letzten Zeit und dem ganzen übeln Handel, den es zwischen ihnen gegeben hatte.

Er trat also mit Herzklopfen auf den Vater zu und versuchte, seinen Mienen abzulesen, was ihn erwartete. Aber bald merkte er an dem nicht unfreundlichen Gegengruß des Alten, daß das Schwerste noch ungesagt war und daß es also wirklich ihm überlassen blieb, mit seinen Sünden herauszurücken. So war immerhin noch ein Aufschub bis morgen gestattet, und man konnte den heutigen Abend noch in einiger Sicherheit verbringen.

Sie machten sich allesamt mit Eifer über die Schüsseln her, Max hatte die Rahe Maui freigegeben, auch der Knecht Rudolf war eingetreten, nachdem er sein Gespinnn versorgt hatte, und hatte bescheiden seinen Platz am Tisch eingenommen. Er war ein stiller, verhaltener Mensch mit traurigen Augen, deren Blick sich nur erhellte, wenn er ihn auf Frau Rina richten konnte; dennoch blieb es bloß bei einem bescheiden-verstohlenen Hinsehen, als befürchte er ihr mit Bewunderung lästig zu fallen und sparte sich ihren Anblick wie ein seltenes Sonntagsvergnügen auf.

Während des Essens war wenig Zeit zum Reden, und erst als die Schüsseln ausgeräumt und die Pfeifen angezündet waren, kam das Gespräch in Gang. Es wurden erst mit Fragen und Antworten die nächsten Begebenheiten in Familie und Haus ausgedeutet. Der Schwager Knollmeyer war in den Gemeindevorstand gewählt worden, der kleine Max hatte die Masern gehabt und wurde wegen seiner Fortschritte in der Schule gerühmt, mehr als er es in Wahrheit verdiente, denn es bestand eine gewisse Eifersucht der Knollmeyerschen auf den kleinen Lex, den sie ungern als das einzige Wunderkind in der Familie gelten lassen wollten, als das ihn der Großvater anzusehen schien. Der Sattlermeister Kosteledy hatte eine Reise nach Prag unternommen, und seine Frau war in einen Zwist mit ihrer Nachbarin geraten, in dem sich deren Niedertracht in täglich neuen Wendungen enthüllte, sehr zum Unbehagen Frau Augustes, der nichts über ihre Ruhe ging.

Von Justus war nicht weiter die Rede, und er war dessen aufrichtig froh, denn das hätte für ihn auf unvorhergesehene Weise gefährlich werden können. So tappte und tastete er nur hie und da vorsichtig ins Gespräch hinein, um nicht durch Schweigen aufzufallen, und verlegte sich mehr aufs Beobachten der Leute, mit denen er zusammensaß. Er brauchte etwas, um die Unruhe und Erwartung des Kommenden zu betäuben, die unaufhörlich in ihm rumorte. Dabei war er doch wieder dadurch ein wenig verlezt, daß er für die Familie so wenig in Betracht kam, und daß es um ihn zunging, wie im Winter um einen Strohhut. Ja — da hingen sie alle miteinander nicht bloß durch Familienbände, sondern auch durch ihren Vorteil zusammen. Der Vater war Viehhändler und Einkäufer im großen, so bezog der Fleischer Knollmeyer das Vieh von ihm mit erheblichem Preisnachlaß und konnte den eigenen Gewinn steigern; der Sattler Kosteledy wieder übernahm von seinem Schwiegervater die Häute, um sie in seinem Geschäft zu verwenden; Justus aber stand außerhalb dieser Kette und war in ihrem Sinn wenig brauchbar, aber er war

ja auch durch kein Machtgebot des Vaters dazu zu dringen gewesen, sich in ein Gewerbe zu fügen, das auf das Töten von Tieren hinauslief. Er hätte auch mit keinem von diesen Männern tauschen mögen, so breit und selbstzufrieden der Vater und der Schwager dasaßen und so verschmizt und gerissen sich ihnen der Sattler anschniegte. Justus mußte immer wieder den Knecht Rudolf ansehen. Der war der einzige, an dessen Stelle er hätte sein wollen, der ging gelassen seines Weges ohne Verstörtheit des Gemütes und ohne Verantwortung für größeres als für seine Arbeit von Tag zu Tag.

Indessen hatte sich das Gespräch von dem engeren Kreise der Familie dem größeren des Ortes und der Gemeinde zugewandt. Der Zauberer und Bauredner Franz Xaver Dohner, der sich „Professor“ der höheren Magie schimpfen ließ, hatte eine neue Kunstreise angetreten, die ihn, wie er behauptete, bis nach Rumänien führen werde. Der Briefträger Aschen-

brenner hatte wegen seiner Füße, die nicht mehr recht wollten, zum Doktor gehen müssen. Er war mit Enttäuschung zurückgekommen, denn der Arzt hatte sich seine Füße zeigen lassen und war über ihr Aussehen entsetzt gewesen. Aschenbrenner hatte sie nämlich seit zwanzig Jahren nicht mehr mit Wasser in Berührung gebracht, und der Arzt hatte gemeint, das erste, was geschehen müsse, sei ein gründliches Bad. Aber der Aschenbrenner hatte es ihm ordentlich gesagt, diesem Esel von Doktor, der keine Ahnung hatte, denn es sei ja eben diese Kruste, die des Briefträgers Füße bisher zusammengehalten habe, und wenn er auf ihre Bewahrung auch fernerhin bedacht sei, so geschehe es im Interesse des Dienstes. Nach dem man das Für und Wider dieser briefträgerlichen Ansichten von der Medizin erörtert hatte, kam man auf die Bezirksstraße zu sprechen, die zur nächsten Bahnstation geplant war.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter der Kamera in



Von unserem eigenen Korrespondenten

In Hollywood gibt es heute wenigstens einen Mann, welcher fest glaubt, daß man ohne Glück nicht zum Film gelangen kann. Er ist Albert Conti und tutschierte noch vor kurzem die Wagen einer Wäscherei. Conti spielt die männliche Hauptrolle gegenüber Florence Vidor in ihrem neuesten Paramount-Film „Ihr großer Flirt“. Sein voller Name ist Albert de Conti Cedajamare. Während des Weltkrieges diente er als Leutnant bei den österreichischen Husaren und als Offizier eines Maschinengewehrtorps, und zwar bei der 2. Kavalleriedivision. 1916 geriet er in russische Gefangenschaft, doch es gelang ihm bereits im darauffolgenden Jahre zu entfliehen. Nachdem der Friede verkündet wurde, bekam Conti einen ehrenvollen Abschied, und das Schicksal trieb ihn aus Oesterreich fort und dem „gelobten Land“ — Amerika — entgegen. Seine erste Anstellung war bei einem Schiffsproviandträger in Neuyork. Doch bald ermüdete ihn dieses, und er kam nach Chicago, woselbst er es mit kaufmännischen Arbeiten in einer dortigen Bank versuchte. Später finden wir ihn bei der Arbeit in den Delfeldern Texas' wieder, doch auch hier murrte sein unruhiges Blut, und einige Zeit darauf befand er sich in Los Angeles, wo er sich seßhaft niederließ und sich mit dem Einsammeln und Austragen von Wäsche für ein Waschinstitut beschäftigte. Trotzdem er fast täglich nach Hollywood, welches nur 8 Meilen von Los Angeles entfernt gelegen ist, kam, denn sein Beruf erforderte es, war sein Interesse an Filmen äußerst gering, und Conti beschränkte sich damit, diese in einem benachbarten Kino auf der Leinwand zu sehen. Eines Tages erhielt er ein in Zeitungspapier gewickeltes Wäschebündel. Als er das Paket langsam umdrehte, um ein heraushängendes Taschentuch hineinzuschauen, blieben seine Augen an der folgenden Annonce hängen: „Gesucht — Mann für technische Filmleitung, welcher nachweisen kann, daß er während des Weltkrieges in der Österreichischen Armee diente. Muß Entlassungspapiere vorweisen können. Nicht-offizielle Papierkorb.“ Conti beantwortete diese Nachfrage, präsentierte seine Referenzen und wurde sofort angestellt. Von der technischen Seite des Films bis zur Mimik ist nur ein Schritt, und nun ist Conti auf dem Wege, sich am Zirkonament der Filmstars ein Plätzchen zu sichern. Doch wenn der Zufall — oder indem ich Contis Worte gebrauche — das Glück ihn nicht auf diese Annonce gestoßen hätte, so würde er noch heute seinen Wäschewagen fahren.

*

Die Leser dieser Spalte werden sich sicherlich noch erinnern können, daß ich, als ich die Heirat von Adolphe Menjou mit seiner Gegenspielerin Kathryn Carver und die Florence Vidors mit dem weltbekannten Violinvirtuosen Jascha Heifetz verkündete, eine Anspielung auf noch eine Hollywooder Romanze machte. Nun ist sie authentisch, denn soeben wurde bekannt, daß Evelyn Brent, welche sich mit ihrem ausgezeichneten Spiel in „Unterwelt“ und gegenüber Emil Jannings in „Sein letzter Befehl“ unzählige Lorbeeren erwarb, vor einigen Tagen dem Filmregisseur Harry Edwards in aller Stille angetraut wurde. Es

sieht gerade so aus, als ob Amor sich Hollywood als seinen dauernden Wohnsitz auserkoren hat.

Seitdem Wallace Beery im Lustspiel „Kiff und Raff“ als Luftschiffer tätig war, ist er ein begeisterter Anhänger des Flugwesens geworden. Er nahm Unterricht im Fliegen und kaufte sich kürzlich seinen eigenen Aeroplan. Sein größtes Vergnügen bildet der Flug vom Paramount-Atelier nach seinem Jagdhaus — eine Entfernung von 100 Meilen —, und er kehrt am nächsten Morgen auf demselben Weg an seine Arbeit zurück. Als ich Beery gestern traf, war er ganz aus dem Häuschen. Er hatte nämlich die Regierungsprüfung bestanden und hat jetzt die behördliche Genehmigung, als Flug-Transport-Pilot zu handeln.

Einer meiner Freunde, ein Szenariumschreiber, welcher schon seit fünf Jahren in Hollywood tätig ist, hatte sehr viel Schwierigkeiten mit der Unterbringung seiner Originalgeschichten bei Filmproduzenten, so daß er schließlich eine Anzahl seiner Geistesfinder einem Neuyorker Manuskriptmakler zum eventuellen Verkauf überlieferte. Der letztere schickte kürzlich eine dieser Geschichten an einen Hollywooder Produzenten, der sie sofort kaufte. Der Name des Autors war auf dem Manuskript nom de plume. Der Produzent, welcher nun einen Schriftsteller suchte, um das Szenarium zu schreiben, rief ohne sein Wissen den wahren Autor der Geschichte zu sich und engagierte ihn für die Abfassung desselben. Doch zuvor wollte er sein Urteil über die Geschichte hören. Der Schriftsteller sagte natürlich: „Fabelhaft!“ — Komisch, nicht?

Stars und Hauptdarsteller wetteifern stets miteinander, um die allgemeine Aufmerksamkeit durch irgendetwas auf sich zu lenken. Zum Beispiel Esther Ralston. Der blonde Paramount-Star hat jetzt eine neue, äußerst vorteilhafte Propaganda-Idee durchgeführt. Sie ließ nämlich zur Qual ihrer Verehrer unter den Geschäftsleuten, mit welchen sie zu tun hat, ihr Porträt in ihre Schecks eingravieren, so daß diese jedesmal mit sich zu kämpfen haben, ob sie ihr Geld einzufassen sollen, und es stets bedauern, sich von einem solchen reizenden Bild auf dem Scheck, welchen sie von Esther erhielten, trennen zu müssen.

Nancy Carroll, eine andere Paramount-Darstellerin, hat eine neue Mode eingeführt — die Mode, durch Strümpfe die Nationalität der Trägerin erkennen zu geben. Fräulein Carrolls Eltern stammen aus Irland, und seit kurzem sieht man diese entzückende Filmschauspielerin mit einem grün gestickten Kleeblatt als Zwiidel in ihren Strümpfen einhergehen. Laut Fräulein Carrolls Angabe kann diese Idee für eine jede Nation adoptiert werden, indem das Muster der jeweiligen Nationalblume in den Strümpfen verewigt wird.

*

Die moderne amerikanische Frau hält sich für genau so kompetent im Geschäftsleben wie der amerikanische Mann. Sie rühmt sich, ebensowiel leisten zu können wie der Mann, und man muß

zugeben, daß, soweit die Filmindustrie in Frage kommt, dieses bis auf eine wichtige Ausnahme wahr ist. Es gibt weibliche Szenariumschreiber, Buchhalter, Propagandaschriftsteller, Stenotypisten, Filmschriftsteller, dramaturgische Angestellte, Kostümiere, Szenendeforateure, Filmdetail-Arbeiter und Regisseure. Dorothea Arzner, welche soeben „Bin ich Ihr Typ?“ mit Clara Bow in der Starrolle fertiggestellt, ist, nebenbei bemerkt, eine der erfolgreichsten Regisseurinnen. Daher ist es um so mehr überraschend und bemerkenswert, daß es keine Kamerafrauen gibt. Nicht eine einzige! Warum? Das weiß ich auch nicht. Freiwillige vor!

Die älteste Hollywooder Filmschauspielerin ist Marie Perceval, eine 77 Jahre junge Komparsin, welche schon seit einer Reihe von Jahren in Filmen tätig ist. Sie hatte eine kleinere Rolle in Emil Jannings' Film „Der König von Soho“ inne, und der deutsche Star war von ihrer Mimik so eingenommen, daß er sagte: „Diese Frau ist nur kein Star geworden, weil es in ihrer Jugend keine Filmindustrie gab!“

Die Erwähnung von „Der König von Soho“ erinnert mich an Mauritz Stiller, welcher diese Produktion inszenierte. Die ganze Filmkolonie trauerte, als sie die Nachricht von seinem plötzlichen Ableben in Schweden erhielt. Stiller war ein hervorragender und sorgfältiger Arbeiter, welcher von allen Mitarbeitern geschätzt und geehrt wurde. Außer dem Janningsfilm inszenierte er die beiden Negri-Produktionen „Geständnisse einer Frau“ und „Hotel Stadt Lemberg“. Diese Filme gehören mit zu den sensationellsten Erfolgen des vorigen Jahres. Möge diesem Pionier der Filmindustrie die Erde leicht werden!

Seit die Paramount Anita Loos' unterhaltendes Buch „Blondinen bevorzugt“ verfilmt, ist dieses Sujet der Gegenstand lebhafter Unterhaltung innerhalb und außerhalb der Filmindustrie geworden. Vor einigen Tagen erhielten die Anhänger der Blondinen hier in Hollywood, während des Mittagessens eines Geschäftsclubs, eine ganz unerwartete Unterstützung. Ein Sprecher erwähnte, daß Blondinen schneller arbeiten als Brünette. Er sagte, daß er aus diesem Grunde achtundsechzig Blondinen und nur sieben Brünette beschäftige. Trotzdem die Gegner dieser Blondinen diese Feststellung als sehr interessant bezeichneten, ließen sie sich nicht von dieser Tatsache überzeugen. Sie behaupteten, daß viele Mädels blond geboren werden, viele aber auch ihre blonden Locken auf Anwegen erhalten. Ihrer Meinung nach ist es ganz gut möglich, daß ein großer Teil dieser achtundsechzig Blondinen brünetten Ursprungs sind, denn ein wenig Wasserstoff-Superoxyd wirkt in solchen Fällen Wunder!

Wenn Sie, werter Leser und Leserin, eine Vorliebe für Statistiken haben, so werden die folgenden Zahlen Sie sicherlich interessieren: Rund 43 000 Personen werden in allen Fächern der Filmindustrie in Hollywooder Ateliers beschäftigt. Es gibt hier neun große und fünfundvierzig kleine Filmateliers. Ungefähr 14 000 technische und kaufmännische Angestellte und 27 000 Komparsen arbeiten in den verschiedenen Glashäusern. Alle vorchriftsmäßigen Komparsen sind in einem Zentral-Besetzungsbüro eingetragen, welches diese Darsteller wieder an die verschiedenen Ateliers verweist.

„Lieb' Heimatland!“ ein neuer Heimatkalender.

(Druck und Verlag: H. Buchwald, Buchdruckerei, Niedzzyhód.
Preis des Kalenders: 1,60 Zloty.)

Das neue Jahr ist eingeleitet . . .

Am den Tisch im warmem Wohnzimmer sitzt beim traulichen Lampenschein die Familie. In der Ecke glühert noch der Weihnachtsbaum. Noch hängt Weihnachtsduft in den Räumen. Die Kinder singen: „O Tannenbaum!“ Die Mutter summt das Lied mit; denn noch schwingt in aller Seelen Weihnachtsstimmung . . .

Der Vater sitzt am Tisch und unterhält sich mit einem lieben, alten Hausfreund. Wer ist der Hausfreund? Der neue, alte Kalender. Der neue, alte Kalender? Nun ja: er ist neu, und er ist zugleich auch alt; denn es ist der gute, alte „Landwirtschaftliche“ oder der liebe, schöne „Evangelische“ oder sonst ein guter Kalender, der sich schon seit Jahren als stiller Hausfreund in der Familie eingebürgert hat, und der um die Weihnachts- und Neujahrszeit — angetan mit einem neuen Kleide — dem Hause immer wieder von neuem seine Aufwartung macht — als herzlich willkommenener Gast.

In diesem Jahre tritt neben die alten Hausfreunde ein Neuling und bittet ebenfalls um freundliche Aufnahme. Um seine „Personalien“ festzustellen, sei folgendes gesagt: Das Jahr 1929 ist sein erstes Festtrittsjahr. Die schöne Stadt Birnbaum in unserer Posener Wojewodschaft ist sein Geburtsort. Menschen, denen kein anderes „Betriebskapital“ zur Verfügung stand als eine große Seele voll inniger Heimatliebe, schufen dieses Heimatbuch. Darum hielt der Kalender auch den Namen: „Lieb' Heimatland!“ Muß nun noch hinzugefügt werden, daß die Kontobücher all dieser Menschen, die sich mit solch einem „Betriebskapital“ zu einer „Genossenschaft“ zusammensetzten, auch kein „Gewinn“-Konto aufweisen? „Heimatliebe“ steht als „Soll“ und „Haben“ auf sämtlichen Seiten ihres großen, reinen „deutschen Journals“.

Unsere guten, alten Kalenderfreunde verstehen die Kunst, manche lange Winterstunde und manch stillen Sonntagnachmittag unterhaltend und belehrend zu kürzen. Sie sind unseren Häusern getreue Berater und Wegweiser. — Doch auch unser Neuling versteht sich auf das Klauen und auf das Belehren. Wovon plaudert er? Das verrät schon sein Name: „Lieb' Heimatland!“ Von unserem lieben Heimatlande, unserem schönen Posener Lande, erzählt er. Er erzählt von dem Antlitz der Heimat, wie Gott es ihr in Hügeln, Wäldern, Feldern, Flüssen und Seen gestaltete . . . Er erzählt von Menschen, deren Wiege in der Heimat stand, die nun aber schon längst dahin sind, deren Namen aber bis über die Grenzen der Heimat fortbauern . . . Er erzählt aber auch von den gegenwärtig Schaffenden, die am saufenden Webstuhl unserer Tage die fleißigen und treuen Hände regen . . . Von dem engen Heimatkreise geht der Kalender hinüber zur weiteren Heimat: zum Heimatstaate, zum Heimatlande, von dem unser Heimatort, in dem wir geboren sind oder in dem wir wirken, nur ein winzig kleines Teilchen ist. Denn unser kleiner Heimatort kann nur im Rahmen des großen Heimatlandes bestehen und gedeihen. Tausend Fäden verknüpfen ihn und uns mit dem ganzen Heimatlande und darüber hinaus mit allen schaffenden Menschen . . .

Beim Durchblättern des Kalenders grüßen uns viele Birnbaumer Persönlichkeiten: Gerhard Arndt, Margarete Becker, Superintendent Jüterbog, Gertrud von Willig, St. Winiecki, Anastasia Spielmann, Sanitätsrat Dr. Gräb, Dipl. agr. M. Zern und viele andere. Sie alle — samt dem Verleger H. Buchwald — schufen in rechter Heimatliebe und in rechter Heimatkreise gemeinsam an dem neuen Kalenderbuch, um es als ein rechtes Heimatbuch hinausgehen zu lassen, daß es zu allen, die die Heimat lieben, von der Heimat reden, damit aus rechter Heimatliebe die Verbindung von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk erwache . . .

Beiseiden nennt sich der Kalenderneuling: „Kalender für den Westen der Wojewodschaft Posen“. Da unsere Heimat aber mit dem Gesichtskreise, den unsere Augen aus den Fenstern unseres Wohnhauses beschreiben, nicht beschlossener ist, sondern das ganze Posener Land umfaßt und sogar über die Grenzen des Posener Landes hinausgeht, so wird wohl jeder, in dessen Herzen Heimatliebe schlägt, dieses Kalenderkind der Heimat gern und herzlich in sein Haus aufnehmen. Bringt unsere Zeitung uns doch täglich Nachrichten aus allen vier Himmelsgegenden unserer engen und weiteren Heimat. Sollen wir unser Interesse nun verschließen, wenn die Heimat uns ein Büchlein reicht? Ein rechter Heimatfreund hat Ohr und Sinn für allen Klang, der aus der Heimat kommt, ganz gleich, aus welcher Ecke der Heimat er auch tönt!

Darum ein: „Glück auf!“ dem Kalenderneuling! Er erscheint spät. Doch edle Frucht reift in unserer Heimat immer spät.

Alle, die Ihr echte Heimatliebe im Herzen trägt, öffnet auch diesem Heimatkalender die Türen! Sein schmuckes rotes Rücklein mit dem hübschen Schwarzbilde der Stadt Birnbaum kann sich getrost neben anderen Buchkameraden sehen lassen. —

Aus aller Welt.

Rothaarige werden gesucht. Dieser Tage herrschte in einer der Hauptstraßen Londons ein ganz außerordentlicher Verkehr. Unzählige rothaarige Mädchen standen auf dem Bürgersteig, rothaarige Mädchen in verschiedenen Farbenschattierungen, so weit es ihr Kopfsaar betraf. Alle diese „Girls“ bewarben sich um eine Stelle in einem Bioskop. Der Besitzer desselben hatte nämlich eine Anzeige veröffentlicht, in der er zwanzig Mädchen als Programmverkäuferinnen suchte, aber nur solche, die rotes Haar hatten. Die Saaldekoration des Kinos ist dunkelrot gehalten, und um nun die Harmonie des Ganzen zu wahren, wollte der Besitzer nur Mädchen mit rotem Haar einstellen.

Eine Kirche aus einem einzigen Baum. In Santa Rosa, einem Städtchen Kaliforniens, wurde kürzlich von einer kleinen Gemeinde eine hölzerne Kirche errichtet. Man baute sie aus dem Holz eines einzigen Mammutbaumes. Die Kirche ist 30 Meter lang, 20 Meter breit und hat einen 30 Meter hohen Turm. Nur zwei Drittel des Holzes wurden gebraucht, und der Rest soll zum Bau eines Pfarrhauses verwendet werden. Allerdings dauert es mehrere tausend Jahre, bis ein solcher Baumriesen sich entwickelt hat.

Kenntiere für Postbeförderung. Die französische Postdirektion versucht gegenwärtig, in den französischen Alpen Kenntiere für den Postverkehr zu verwenden. Bisher sind sechs Kenntiere in den Dienst der Post gestellt worden; wenn der Versuch gelingt, soll der Kenntierbestand der Post vermehrt werden.

Fröhliche Ecke.

Ganz der Vater. Die junge Mutter war stolz auf ihren Erstgeborenen. „Ist er nicht das vollkommene Ebenbild seines Vaters?“ fragte sie.

„Allesdings,“ erwiderte die Beschauerin, „ganz der Vater! Aber das macht doch nichts! Von Jungen verlangt ja niemand, daß sie schön sind!“ („Dt. Wochenztg.“ für die Niederlande.)

Der Geldbriefträger. Mutter, was war'n det for'n Mann?“ — „Der bringt immer das Geld, damit du Essen und Kleidung hast.“ — „Muß ich zu den nu Vater sagen?“